



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

- o. W.: Berliner Briefe.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

zum Stillschweigen, wenn nicht gar zur Vertheidigung der Bankinteressen verurtheilt sind. Warum Württemberg im letzten Augenblick noch mit einer solchen Masse von Papierwerthen, welche die bisherige Circulation auf einmal um das sechsfache übersteigen würde, überschwemmt werden soll, warum, wenn nicht das Interesse Einzelner, sondern das allgemeine Beste diese Notenemission fordert, es solche Eile hat, die Cognition der Reichsgesetzgebung auszuschließen, ist für den Unbetheiligten kaum erklärlich, zumal die Verhandlungen wegen der Bank sich ohne Schädigung der Landesinteressen schon seit 6 Jahren erfolglos hingezogen hatten, und das Reich gewiß auch den Anforderungen des schwäbischen Handels gerecht zu werden wissen wird.

Ueber den Verlauf des Landtags wird unser nächster Brief berichten.

α.

Berliner Briefe.

Berlin, den 23. Juni 1871.

Seit Anfang dieser Woche leben wir in dem gemüthlichen Zustande, welcher im Familienleben große Wäsche genannt wird. Zuerst kam der Regen, der sich fast mit dem Glockenschlage der letzten Feierlichkeit einstellte und wusch die via triumphalis gründlich von dem Staub und Schweiß der Hunderttausende ab, die sich in den schönen aber heißen Tagen des Festes dort umhergetummelt hatten, dann gingen die Arbeiter an das Werk und „rollten“ die Belarien säuberlich zusammen und trugen die großen Säulen der Triumphbogen und die Kunstbauten der Tribünen so sorgfältig ab, wie wenn dieselben in die Schachtel gepackt werden sollten, um bei nächster Gelegenheit wieder dienen zu können. In langen Zügen werden die Kanonen, welche die Lindenpromenade geschmückt hatten, wieder abgefahren und wenn die letzten Dickköpfe, die noch dort stehen, die Vierundzwanzig-Pfünder von Vanves, La Fère und von Soissons, auch fort sein werden, wird man die Gitter und die Promenade wieder in Ordnung bringen. Selbst im Reichstag haust, seit der Präsident abgereist und das Gebäude dem Regierungskommissar übergeben worden ist, die Scheuerfrau und angesteckt von der herrschenden Epidemie wäscht Graf Bismarck — den Alerikalen den Kopf. Die Alerikalen haben es immer und gewisse dunkle Protestanten haben es wenigstens manchmal leise gesagt, daß der Reichskanzler ein schlechter Christ sei, und unchristlich ist von ihm wirklich, daß er den Römlingen die Freude des Papst-Jubiläums und die

schöne Römerfahrt unter Führung des Caplan Majunke so vergällt, wie er durch das böse Schreiben an den Grafen Frankenberg, welches heute alle Zeitungen veröffentlichen, thut. Der Graf Frankenberg ist ein junger schlesischer Gutsbesitzer, der, obgleich Katholik, sich der deutschen Reichspartei angeschlossen hat, und deshalb von den Klerikalen auf das Wüthendste und nicht gerade immer mit loyalen Waffen angegriffen wurde. Diese deutsche Reichspartei, die so etwas wie eine Minister-Brutstätte ist, hatte es von Anfang der Reichssession an auf die Klerikalen abgesehen und hatte sich auch so nahe als möglich zu ihr gesetzt. Ein paar ihrer Mitglieder, Graf Münster, der so Lord ist, daß er sich naturgemäß nach einem Oberhaus sehnt, und der seine geschäftige, von einem brennenden Arbeits- und Thatendrang verzehrte Dr. Friedenthal-Gießmannsdorf, sitzen sogar auf den Bänken des Centrums. Nachbarschaft macht oft die schlimmsten Feinde. Möchte es dies sein, oder die anfängliche Hoffnung, die Klerikalen zu gewinnen, die ja neben den simpeln Pfaffen auch eine recht ansehnliche Zahl von feinen Köpfen zählen, wie Ketteler, Windthorst, Lenthe — mag es endlich die Verbindung der Reichspartei durch das Medium Reudell mit dem Fürsten Bismarck gewesen sein, kurz von der Reichspartei wurden sowohl im Hause die Klerikalen bei jeder Gelegenheit angegriffen, als auch in ihrem publicistischen Organ — sie gestatten sich nicht den Luxus einer Zeitung und vertrauen deshalb ihre intimsten Gedanken einer lithographirten Correspondenz an — zuerst die Enthüllungen gebracht wurden, daß der Papst die Politik des Centrums mißbillige. Das wurde nun in Abrede gestellt und Rede und Gegenrede wechselten anmuthig ab, bis endlich Bismarck mit seines Namens Unterschrift Alles bestätigt, was die Klerikalen in Abrede gestellt hatten. Das Organ der Klerikalen, die „Germania,“ konnte schon gestern von dem Briefe Kenntniß haben, und veröffentlicht heute eine von dem Bischof Ketteler ausgehende Erklärung, wonach Antonelli mit der Politik des Centrums keineswegs unzufrieden ist. Man kann eines und das andere glauben, denn beide Versionen lassen sich nicht nur durch einen Zeitunterschied erklären, sondern auch dadurch, daß man in Rom den Einen und den Andern zu befriedigen versteht. Fürst Bismarck ist, wie schon seit Anfang der Reichstagsitzung bekannt war, persönlich erbittert über die Haltung des Centrums, da er für die große Liberalität, welche Preußen, der Bund und das Reich der katholischen Kirche bewiesen haben, auf einen Dank rechnete. Es ist ein Gemeinplatz, zu wiederholen, daß diese Rechnung nicht richtig ist, aber Gemeinplätze sind manchmal wahr.

Die Provinziallandtage sind fast unmittelbar nach dem Schlusse des Reichstages in den meisten Provinzen zusammengetreten. Sie haben sich in erster Linie mit den Wahlen zu den nach dem Bundesgesetz vom 8. März zu errichtenden Deputationen für das Heimathwesen zu beschäftigen. Auf diese

Weise treten sie in directe Beziehung zu den Reichsinstitutionen — ein Fingerzeig für die zwischenliegenden Staaten-Parlamente.

Es ist ziemlich sicher, daß die allgemeine Wehrpflicht in Elsaß und Deutsch-Lothringen bald eingeführt werden sollen. In der bekannten Petition von 22 Punkten, welche im April in Straßburg aufgestellt und von einer Deputation hier befürwortet wurde, ist auch die möglichst lange Nicht-Einführung der allgemeinen Wehrpflicht unter den Wünschen der Neu-Annectirten. Fürst Bismarck mag aber nach den Erfahrungen, welche seit dem Jahre 1866 mit den Wirkungen der allgemeinen Wehrpflicht in den von uns annectirten Provinzen gemacht worden sind, zu dem Schlusse gekommen sein, daß sie die beste „zusammenziehende“ Medicin ist.

— o. W. —

Die Feldpost beim Einzuge in Berlin.

Verrauscht sind die unvergleichlichen, an Glanz, Freude und Sonnenschein so reichen Tage des festlichen Empfanges, welchen Kaiser und Kaiserstadt den siegreich heimgekehrten Truppen, den Vertretern der gesammten deutschen Armee, bereitet haben. Verklingen sind die Jubelrufe, verwelkt die Blumen und bald wird über die stolze Triumphstraße und ihre Zierden der rasche Strom der wogenden Zeit hinrollen. Wer vermöchte die ganze Fülle der überwältigenden Eindrücke, die wir Alle empfangen haben, in wesenlosem Worte wiederzugeben; das Bild würde den glühenden Farben gegenüber, mit denen die Wirklichkeit malte, nur nüchtern ausfallen können. Das sehen wir an den zahllosen Gedenkblättern, welche unsere neu erstandenen penny a liners auf den Straßen der Kaiserstadt den vielen seh- und hörhungrigen Fremden anpreisen. Wir wollen heut nur in wenigen Zügen einer alten Freundin gedenken, die uns in dem jetzt glücklich beendigten Kriege so bewunderungswürdige Dienste geleistet hat, unsrer wackeren Feldpost nämlich! Sie war auch dabei am 16. Juni. Von St. Denis, von Chaumont und Troyes war sie herbeigeeilt, eine stattliche Schaar, bestehend aus 13 Feldpostbeamten, 12 Schaffnern, 18 Postillonen, sämmtlich in kriegerischem Schmucke mit Helm, Waffen und hoch zu Roß, meistens den Feldpostanstalten des Garde-Corps angehörig. Bei der Parade auf dem Tempelhoferfelde hatte das Fähnlein auf dem linken Flügel neben der Garde-Corps-Artillerie Aufstellung genommen und wurde vom Kaiser mit wohlwollendem Gruße beglückt. Als nach Beendigung der Parade der Einzug auf der Siegestraße erfolgte, schloß die Feldpost sich den Trains an und defilirte, von zahlreichen